

Ein Sommer mit Visconti

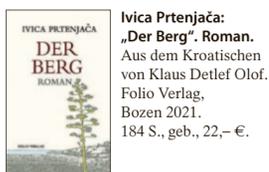
Gott macht Pause: Ivica Prtenjača „Der Berg“

Sie hatten alles so schön geplant, die Esoteriker vom Festland. Sie waren mit ihren Trommeln und Räucherstäbchen auf die dalmatinische Ferieninsel gekommen, dann hatten sie sich einen ruhigen Fleck im Bergwald gesucht und ihre Séance begonnen, in der festen Erwartung, einen Naturgeist heraufzubeschwören. Stattdessen kam ein Mann mit einem Esel durch das Gebüsch gerannt, der rumbrüllte und das Feuer löschte. Mit der Zeremonie war es dann vorbei, und auch die Einladung des Störenfrieds in seine Behausung konnte nichts mehr retten. Doch auch der Gastgeber fühlte sich unwohl, als er seine einfache, teils verwahrloste Unterkunft auf einmal mit den Augen derer sah, die er noch vor wenigen Wochen als seinesgleichen betrachtet hatte – oder zumindest als Nachbarn in der kroatischen Hauptstadt Zagreb.

Dass der etwa vierzigjährige Erzähler von Ivica Prtenjača Roman „Der Berg“ vor Menschen wie diesen geflohen ist, als er sich darum bewarb, einen Sommer lang auf einer felsigen Insel vor der kroatischen Küste als Feuerwächter zu dienen, betont er oft. Er rekapituliert seine jüngste Vergangenheit, die Scheidung von einer erfolgreichen Anwältin, den Ekel angesichts seiner Jobs in der Kulturindustrie, schließlich die Arbeit als freier Autor für das Fernsehen. Er schildert die kurzen Begegnungen mit den Einheimischen zu Beginn seiner Tätigkeit auf der Insel, den Aufstieg durch die Hitze bis zu dem Betonbau, in dem er drei Monate lang leben wird, und schließlich die Fürsorge, die er an einen Esel wendet, der ihm zur Unterstützung dagelassen wird und den er Visconti tauft. Nur selten, vor allem am Schluss, gibt er leider der Versuchung nach, den Aufenthalt auf der Insel auf dessen Bedeutung für sein eigenes Leben, das bisherige und das künftige, zu befragen und damit den meist nüchternen Erzählstil zu unterlaufen.

Ein Tagebuch führt er nicht, und so verschwimmen die Bilder des Sommers in einer Art Suada, die sich auf die Geschehnisse in der unmittelbaren Umgebung konzentriert: die Rundgänge durch Gebüsch und Wald, Begegnungen mit den Schlangen, die er abzuwehren versucht, kleine Arbeiten wie sporadisches Brotbacken, ausgedehnte Ruhepausen, andrängende Erinnerungen und Reflexionen bis hin zur Frage der Existenz Gottes, die er bejaht, allerdings mit dem Vorbehalt, dass Gott wohl sehr spezielle Arbeitszeiten haben müsse.

Das gilt auch für ihn selbst, und so wie er einerseits als Brandwächter ständig angespannt ist, nimmt er seinen selbstverordneten Abstand von der bisherigen Umgebung sehr ernst – einen Hilferuf seiner geschiedenen Frau, die sich seine Teilnahme am Begräbnis ihrer Mutter wünscht, beantwortet er nicht einmal. Er ist Zuschauer, sei es ganz buchstäblich mit dem Fernrohr, das er über die Insel und deren Siedlungen wandern lässt, oder während sporadischer Besuche im nächsten Ort, wo sich ein Drama anbahnt, das schließlich in einem verzweifelten Vaternord mündet.

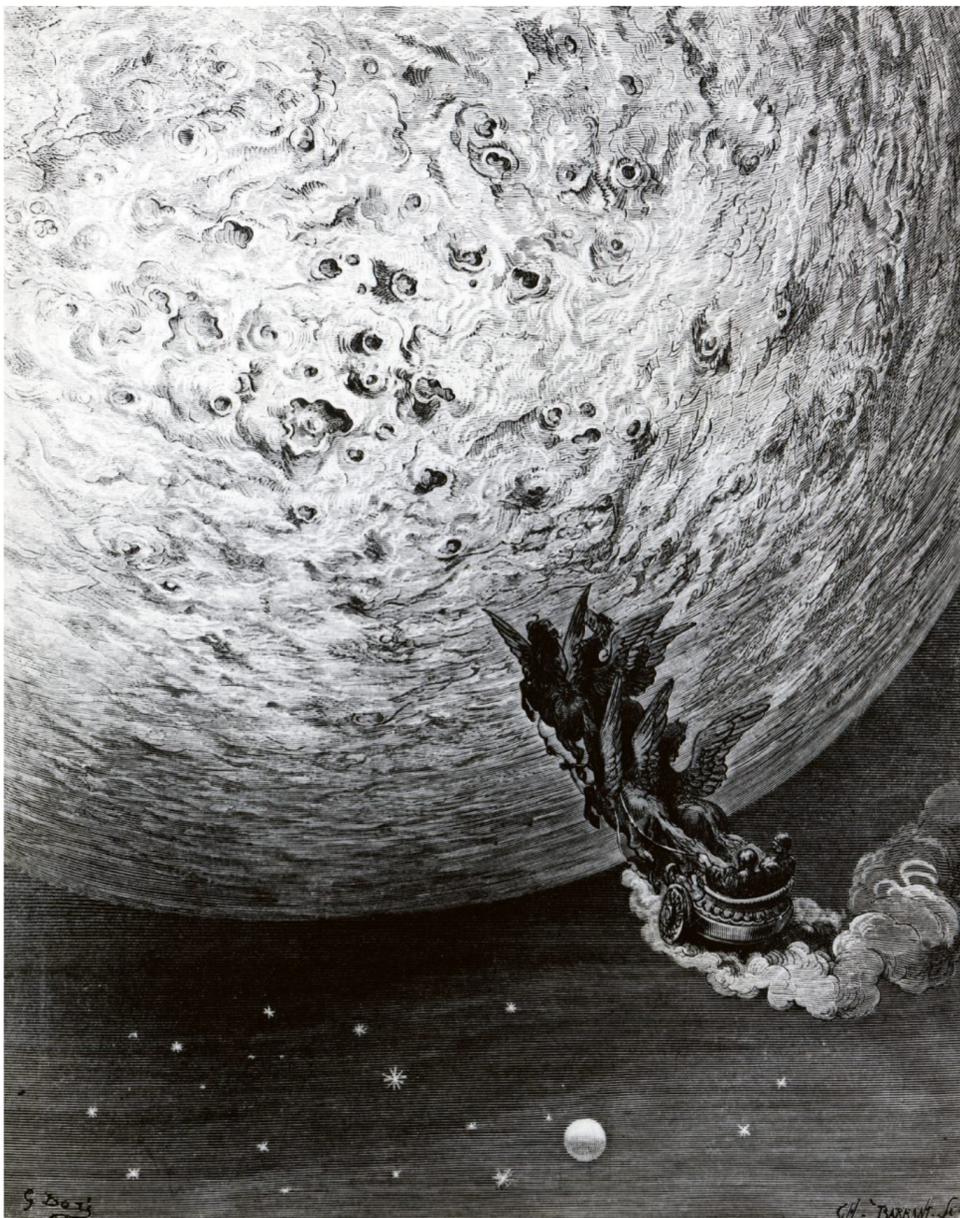


Ivica Prtenjača: „Der Berg“. Roman. Aus dem Kroatischen von Klaus Dettlef Olof. Folio Verlag, Bozen 2021, 184 S., geb., 22,- €.

Noch ein anderer kommt zu Tode, der Veteran Tomo, der fünf Jahre lang im jugoslawischen Bürgerkrieg kämpfte und nun nicht nur durch zahllose Granatsplitter in seinem Körper gezeichnet ist. Tomo, der den Sommer über nachts Wildschweine auflaert und sie zu Tutzenden erlegt, lädt den Erzähler einmal in den Keller seines Steinhauses am Rande der Ortschaft ein, wo es vor Waffen wimmelt und auch vor Jagdtrophäen. Der Erzähler weigert sich, das Offensichtliche zu benennen, der Autor aber lässt die innere Verwandtschaft der beiden umso deutlicher durchblicken und auch das Privileg des Brandwächters, mit der eigenen Vergangenheit zu brechen und sie aus der Distanz zu betrachten.

So stellt sich der Roman in vielfacher Hinsicht in eine lange literarische Tradition der Zivilisationsflucht, ohne die Illusion zu nähren, diese Abkehr von allem ließe sich dauerhaft und in letzter Konsequenz durchführen – kaum zufällig sucht sich der Erzähler eine Tätigkeit jenseits der Gemeinschaft und zugleich in deren Dienst.

Dass er auf diese Weise nichts retten kann, was schon dem Untergang geweiht ist, dass der Bauwahn auf der Insel weiter die Traditionen zerstören wird, die sich noch gehalten haben, ist ihm klar. Und auch, dass wenigstens für ihn selbst auf der Habenseite einige ausgetriebene Dämonen stehen. TILMAN SPRECKELSEN



Wie kommt man zum Mond? In Ariosts „Rasendem Roland“, hier von Doré illustriert, mit einer Kutsche.

Foto Getty

Um ehrlich zu beginnen: Die Merkwürdigkeit von Martin Salomonski „Zwei im andern Land“, bei seinem Erscheinen 1934 als „Zukunftsroman über die Lösung der Judenfrage“ beworben und nun, 87 Jahre später, im Berliner Vergangenheitsverlag neu aufgelegt, kann und darf auch nicht in der literarischen Qualität dieses Textes gesucht werden. Es handelt sich hier um einen zunächst in der „Jüdisch-liberalen Zeitung“ erschienenen Fortsetzungsroman, dessen Veröffentlichungspraxis spürbaren Einfluss auf das Erzählverfahren genommen hat. Rasche Schauplatzwechsel, eher brachial verwobene Handlungsfäden sowie eine starke Konzentration auf szenische Pathos, Aphorismen und Sentenzen charakterisieren die Erzählung – und nichts davon, hier muss man leider auch dem Nachwort des Herausgebers Alexander Fromm widersprechen, hat mit avantgardistischer Prosa zu tun. Dennoch: Das alles trägt nichts ab, denn der Reiz von „Zwei im andern Land“ ist gerade in der mitunter schroffen Engführung von Themenkomplexen zu suchen, deren Zusammenhang sich nur untergründig erschließt.

An der Oberfläche stehen die Dinge so: Im Jahr 1953 erfindet der Werbetexter Victor Arago in einer Küstenstadt namens „Maimi“ eine Apparatur, mit deren Hilfe dem menschlichen Gedächtnis bereits unzugängliche Szenen wieder aus den „Vorratskammern des Gehirns“ hervorgeholt und auf eine Leinwand projiziert werden können. Bevor er dieses „Tonfilm-Patent“ jedoch an ein Konsortium verkaufen kann, wird er von sechs Frauen entführt – unter ihnen Mica Cohn, elternlos in einem Kloster aufgewachsen, in die sich der Entführte so gleich verliebt. Im Moment des wechselseitigen Bekennens wird das Paar während einer Mondfinsternis durchs All auf den Erdtrabanten entückt, dessen Bevölkerung die Astronauten feierlich empfängt. Wie sich herausstellt, handelt es sich bei den Mändlern um „Israels Kinder“ und bei ihrem Oberhaupt um Micas verschollenen Vater, der sogleich die Vermählung von Tochter und Schwiegersohn – einer aschkenasischen Jüdin und eines Marranen – einleitet. Der Rückweg zur Erde führt die Vermählten nach Berlin, Mica wird schwanger, Victor unternimmt eine Reise nach Maimi und „entgleitet dort lieblich“ mit Micas bester Freundin, kehrt aber reumütig rechtzeitig zur Geburt nach Deutschland zurück. Die Liebesgemeinschaft verwandelt sich darüber in eine Zweckgemeinschaft: Gemeinsam entschließen sich die beiden, „Israel zu sammeln“ und über die Zwischenstation Nordafrika alle Juden der Erde in einer Massenprozession zum Mond zu führen.

Natürlich wird hier viel zu viel gewollt – und gerade deswegen erschließt sich dieser Roman am ehesten von jenem Punkt aus, an dem er seine eigene Überforderung offen zu erkennen gibt. So bleibt unter dem steten Wechsel des Leitmotivs zunächst einmal der Reiz des technologischen Novums – des Erinnerungsprojek-

Sie werden vermisst

Jüdischer Exodus ins Außerirdische: Martin Salomonski Mondreise-Roman „Zwei im andern Land“ von 1934 erscheint neu.

tors – auf der Strecke. Um ihn aufgebaut werden sollte ganz offensichtlich eine Reflexion wissenschaftlicher Verantwortung: Was auf den ersten Blick ein atemberaubendes Instrument menschlicher Introspektion sein könnte, bleibt in der Demonstration vor Micas Berliner Verwandtschaft ein Spielzeug zur sentimentalen Vorführung historischer Momente und privater Schicksalsszenen (bis hinab zur Abiturprüfung). Warum die Gerätschaft in den falschen, sprich: in kapitalistischen Händen „äußerst gefährlich und für unsere Nerven untragbar“ sein könnte, ja, warum sie dringend dem deutschen Staat überstellt werden müsse, da nur so „das Gewissen und die Zukunft der Welt geschärft und geborgen“ seien: Das bleibt unplausibel. Ein Leichtes wäre es gewesen, die Funktion eines solchen Apparats im Polizeiwesen, in der Überwachung und in der Folter als äußerste Folge zu imaginieren, aber diese Spur gibt es nicht. Stattdessen kommt es irgendwann – *en passant* – zum Geständnis, dass die Patentfrage „ohnedies aufs tote Gleis gekommen“ sei.

Der offenkundige Unwille, die Dinge bis zum Ende zu denken und von diesem Ende her auch zu handeln, ist nun aber geradewegs das Paradigma, das in diesem Text die technologische Erzählung mit dem jüdischen Familienroman verknüpft. Dieser dokumentiert in selten gesehener Deutlichkeit das Dilemma des liberalen Juden-

Martin Salomonski: „Zwei im andern Land“. Roman. Vergangenheitsverlag, Berlin 2021, 228 S., br., 16,- €.



tums in der Prägung Abraham Geigers und Leo Baecks: Einerseits konstatiert der Roman unumwunden, dass „die Halbheit, sich rassistisch behaupten zu wollen und doch als vollgültiges Element in verschiedenen Zeitepochen, inmitten einer Unzahl von Nationen dazustehen, mehr als ein Fehler“ ist. Andererseits schreckt er vor der Konsequenz dieser Diagnose, die den Grundstein der politischen Theologie des Zionismus bildet, dann doch zurück. Aufmerksam verfolgt man die Aufbauten in Palästina, macht deren Erfolg aber ganz von einer Aufhebung des „Gegensatzes zwischen der arabischen Bevölkerung und den Juden“ abhängig, ohne die von „einer Zuflucht im Lande der Väter die Rede nicht sein konnte“.

An dieser Stelle kommt nun aber die dritte, die extraterrestrische Erzählung ins Spiel. In ihrer Anlage und Ausführung weist mehr den Weltraumfahrten des siebzehnten Jahrhunderts von Kepler bis Cyrano de Bergerac verbunden als der zeitgenössischen Science-Fiction, ist das „andere Land“ des Mondes in diesem Text kein Gestaltungsraum. Nichts verbindet diesen Mond mit der Konkretion der politischen Lage. Er ist keine Polis. Das, was eine in Nordafrika mit Hilfe der alten Kolonialmächte errichtete Kolonie leisten könnte – nämlich die Errichtung eines jüdischen Staatswesens –, wird mit dem selbst untermotivierten Weiterzug der Juden zum Mond verabschiedet. An die Stelle des Staats tritt etwas anderes: nämlich der Wunsch, vermisst zu werden. Dass die großen Nationen der Erde, ihre politischen Führer und der Papst, die Juden bitten, den Planeten nicht zu verlassen – das ist die Volte, die dieser Text sucht, eine Volte, die ihn mit Hugo Bettauers immer noch lesenswertem Roman „Die Stadt ohne Juden“ (1922) verbindet. Die unauf löbliche Verbundenheit des jüdischen Volkes mit dem Schicksal seiner Drangsalierer wird in jenem Moment zutage treten, in dem das Judentum aus den Städten, aus dieser Welt verschwindet. Es ist ein virtuelles Verschwinden, denn sein Zweck liegt im Bleiben, im Aufspüren von Empathie.

Gewiss ist dieses Hoffen auf Empathie ein Fehler gewesen, und man wird dem Rezensenten der „Jüdischen Rundschau“ beipflichten müssen, der „den Augenblick, da alle Kräfte der Judenheit auf die konkreten Aufgaben des Palästina-Aufbaus konzentriert werden müssen, für eine romantische Lösung nicht geeignet“ hielt. Gleichwohl: „Zwei im andern Land“ ist – gerade in seiner Ungefügtheit – das aufrechte Zeugnis einer widerständigen Phantasie, die dem festen Vorsatz folgte, allen äußeren Anfechtungen das Bild einer mondänen wie extramondänen, in jedem Fall: einer bürgerlichen Zukunft entgegenzustellen. Das Jahr 1953, in dem Victor Arago sein „Tonfilm-Patent“ zu Markte trägt, hat Martin Salomonski, der im Ersten Weltkrieg als Feldrabbiner diente und bis 1940 als Rabbiner an der Berliner Neuen Synagoge in der Oranienburger Straße waltete, nicht mehr erlebt. Am 16. Oktober 1944 wurde er in Auschwitz ermordet. PHILIPP THEISOHN

Unter Verdacht gestellt, egal welchen

Shida Bazys Roman „Drei Kameradinnen“ erprobt eine Schockpädagogik für die Mehrheitsgesellschaft

Dieses Buch ist eine umfassende Anklage. Die „weiße Dominanzgesellschaft“ steht vor einem gnadenlosen Tribunal. Und damit pauschal die Leserschaft, von der die „drei Kameradinnen“ in diesem Roman annehmen, dass sie aus der ständig adressierten großen Gruppe, die mit „ihr“ angesprochen wird, bester und nicht aus der ausgegrenzten, kleineren, die im Buch als „wir“ bezeichnet wird: „Wir sind nicht so anders als ihr. Das denkt ihr nur, weil ihr uns nicht kennt . . . Ihr wartet auf den Moment, in dem ich erkläre, wer von uns aus welchem Land kommt. Das nämlich müsst ihr wissen, bevor ihr euch in uns eindenken könnt . . . Ich sage euch dazu nichts. Da müsst ihr durch.“

Hier spricht Kasih, die Hauptstimme des Trios. Ihre besten Freundinnen Hani und Saya unterstützen sie dabei nach Kräften. Die Autorin Shida Bazyar schickt die jungen Frauen los, um ein Experiment mit den Lesern zu veranstalten: Diese sollen einmal selbst erfahren, wie sich Argwohn, Distanzierung, Unterstellungen, Unverständnis, Vorurteile anfühlen können, wenn man anders als die Mehrheit ist. Wenn man, wie die drei Kameradinnen und auch die Verfasserin selbst, als Kind nach Deutschland kam oder sogar hier geboren wurde und das Abitur machte, aber andere familiäre Hintergründe und keinen deutsch klingenden Namen mitbringt. Nett gemeinte, aber unüberlegte Komplimente zur guten Sprachkompetenz gehören da noch zu den argloseren Ausgrenzungen. Sie steigern sich durch Anrede auf Englisch beim Inlandsflug und führen rasch bis zur Routinekontrolle durch Kaufhausdetektive, denen Kopftücher der auf Familienbesuch angereisten Tanten auffallen. „Man stellte uns unter Verdacht, unter welchen, das war egal.“

All das ist inakzeptabel und verdient Kritik. Shida Bazyar, die mit ihrem ersten Roman „Nachts ist es leise in Teheran“ (2016) große Anerkennung fand, lässt ihre drei Kameradinnen literarisch kämpferisch dagegen vorgehen – in einem bewusst lauten, jugendlichen, impulsiven, manchmal groben Ton. Wenn die „weiße Dominanzgesellschaft“ oft undifferenziert und aggressiv verfährt, dann stehen die drei ihr in nichts nach. Deutschland brennt hier wie in den aktuell gereizten öffentlichen Debatten, die Flammen in Schwarz-Rot-Gold auf dem Buchumschlag unterstreichen es. Dass sie auch den vielen Hilfsbereiten und Gutwilligen entgegenschlagen, versteht sich von selbst, umgekehrt geht es schließlich auch nicht gerecht zu: „Schon klar, ihr seid nicht so, ihr stellt euch das gar nicht vor, denn ihr habt ja eine Weile geholfen, Kleider zu sortieren und Kuscheltiere zu verteilen, solche Vorurteile habt ihr nicht mehr. Ihr wart nämlich bei euren Hilfsaktionen zu allen nett, auch zu den Leuten, vor denen ihr euch ein wenig gefürchtet habt, ihr wart ganz tapfer liebevoll, auch dann noch, als ihr euch gefragt habt, ob Terroristen unter euren Schutzbefohlenen sind, dann wart ihr zwar immer noch liebevoll, aber eben auch Rassisten, liebevolle Rassisten.“

Für dreizehn Oliven

Beat Sterchis Wirklichkeitssuche „Capricho“

Wer liest, lebt in zwei Welten, und wer einen Garten pflegt, schafft sich sogar seine zweite Welt selbst. Beat Sterchi hat sie in einem katalonischen Bergdorf gefunden, wo seine Familie seit Jahren ihren Urlaub verbringt. Diesmal ist er allein für länger und zum Arbeiten gekommen. Er möchte die Geschichte dieses Dorfes schreiben, eines der blutigen Schauplätze im spanischen Bürgerkrieg.

Doch immer wieder verliert er den roten Faden und flüchtet sich in seinen Garten, der zunächst nichts als eine kniehohe Unkrautwüste ist. Zwölf Furchen Kartoffeln anzubauen, dazu ein paar Gurken, Zucchini, Zwiebeln und Tomaten dürfte nicht allzu schwierig sein. Die Alten im Dorf kennen ihn und bieten Rat und Hilfe an. Nebenbei wird er vielleicht manches nicht nur über die Bewässerung der Terrassengärten erfahren. Man kennt ihn und bezieht ihn ein in das dörfliche Leben. Und der Tod ist allgegenwärtig. „So ist das Leben“, sagen sie hier, wenn einer gestorben ist.

Nur noch zwei Bauern bewirtschaften die kargen, von Trockenmauern gerahmten schmalen Äcker. Die Dächer der verlassenen Häuser stürzen ein, die Kulturlandschaft verwildert. Früher gediehen auf den Terrassen Reben. Es ist ein sterbendes Dorf, das einzig Neue, eine Schweinemasterei, verpestet zeitweise mit Gülle die Luft. Fast alle Männer haben sen zu tun; schon am Vormittag sitzen sie an zwei Tischen beim Kartenspiel. Am Himmel kreisen die Geier. Die Zeit fließt langsam.

Aber langsam ist auch der Arbeitsrhythmus im Garten. Der Stadtbewoh-

Kasih, die meistens spricht und auch über ihr eigenes Schreiben nachdenkt, führt mit Hani und Saya lange Diskussionen auf dem Sofa, der Parkbank, in der Schule oder auf Partys. Zuweilen wirkt das wie ein weitschweifiges Tagebuch oder verwickelter Gedächtnisprotokoll, was Kasih durchaus bemerkt, wenn sie die Leser gelegentlich fragt: „Seid ihr noch da?“ Dann gibt es aber auch distinkte Szenen, etwa im Jobcenter oder bei einer Neunjahres-Daily-Talkshow über die Frage, was es heißt, Opfer und unterdrückt zu sein. Beobachterin ist immer Kasih, die schon den Kommentaren unter ihren Schulaufsätzen gern hinzugefügt hätte, dass ihre Geschichten „der Hammer“ sind und eigentlich eine Eins verdienen, auch wenn sie sich nicht an die schulbüchliche Gliederung halten. Ihre Aufzeichnungen gelten aber vor allem der radikalsten unter den drei Kameradinnen: Saya, der Aktivistin gegen rechts.

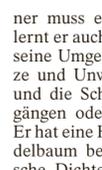
Shida Bazyar: „Drei Kameradinnen“. Roman. Kiepenheuer & Witsch, Köln 2021, 352 S., geb., 22,- €.



Saya wird schon in einem vorausgeschickten Zeitungsbericht zur Last gelegt, einen Mann vor einem Café attackiert zu haben, wo Stunden später auch noch ein verheerender Brand ausbrach. Sie, die Workshops für Jugendliche zur Berufsfindung und zur Rassistmusprävention leitet, versteht sich selbst nicht unbedingt auf Deeskalation. Der Mann, der sie zu Beginn des Romans aufgrund ihres Aussehens im Flugzeug auf Englisch ansprach und dessen Namen sie auf der Bordkarte erhaschte, taucht am Ende wieder auf. Längst hat sie ihn als einen Hetzer im Internet identifiziert und unter einem Fake-Profil kontaktiert. Jetzt, da ein Prozess gegen die rechte Gruppierung, der er angehört und deren Abzeichen er trägt, unter Ausschluss der Öffentlichkeit stattfinden soll, hat sie Gelegenheit, ihn einmal richtig zusammenzufalten und zu provozieren: Mit seinem „kleinen Feuerzeug“ wisse er ja nicht einmal, „wie die Sache mit dem Abfackeln“ von Häusern funktioniert. Wenig später brennt es.

Saya wird als „Nazihasserin“ festgenommen, denn der Streit kam zur Anzeige. Abschließend wendet sich Kasih an die Leser: „Habt ihr gedacht, Saya hätte das Haus in Brand gesetzt? Seid ihr entsetzt, dass ich euch das unterstelle?“ Wie so oft im Gegenwartstheater werden wir alle stark einbezogen. Die schreibende Erzählfigur ist sich der Brisanz ihres Berichts bewusst und ahnt, dass die Presse bald darauf reagieren wird. Ihre Erfinderin Shida Bazyar wird wohl ebenfalls mit Fragen des beschimpften Publikums rechnen. ALEXANDER KOŠENINA

Beat Sterchi: „Capricho“. Ein Sommer in meinem Garten. Diogenes Verlag, Zürich 2021, 260 S., geb., 24,- €.



ner muss es lernen. Und allmählich lernt er auch, bedächtig und ohne Hast seine Umgebung wahrzunehmen, Hitze und Unwetter klaglos zu ertragen und die Schönheit von Sonnenuntergängen oder Gestirnen zu genießen. Er hat eine Hängematte an einem Mandelbaum befestigt und liest katalanische Dichter und die Zeitungen „El País“ und „La Vanguardia“ so gründlich wie nie. Es scheint so, als hätte er den roten Faden für seine historische Erkundung endgültig verloren. Die Früchte aus seinem Garten, Kartoffeln, Tomaten und sogar dreizehn genau abgezahlte Oliven, die er in einem blauen Eimer nach Hause trägt, scheinen ihm als Ernte dieser stillen Wochen in der Sierra zu genügen.

Beat Sterchi, Jahrgang 1949, ist ein Außenseiter in der Literatur. Als Sprachlehrer verbrachte er viele Jahre in Kanada und Honduras. Sein Erstling „Blösch“, ein magisch-poetischer Roman, wurde mehrfach ausgezeichnet. Auf sein neues Buch muss man sich einlassen, um die Zwischenstöne zu vernehmen. Der Titel „Capricho“, aus dem Spanischen übersetzt „nach Belieben“, verschweigt, wie wichtig dem Autor dieser Sommer in den Bergen ohne Magie, aber mit viel Wirklichkeit war. So ist das Leben. MARIA FRISÉ

